

angegebenen Punkte“ erfolgen. Andererseits wäre die berechnete Rücksichtnahme auf diese langsamer schaffenden Bewerber eine Benachteiligung des sogleich erfolgreichen Künstlers. Einwandfrei bliebe das Verfahren nur dann, wenn bei der ersten Wiedereinreichung keine der ausgeführten Arbeiten „gefiele“ und alle zur nochmaligen Durcharbeitung zurückgegeben würden. Vielleicht ist die Bestimmung so gemeint, dann hätte sie aber klarer ausgedrückt werden sollen.

Das wichtigste Bedenken ist aber nun, daß keinerlei Verpflichtung übernommen wird, den Preis auszuzahlen. Wir haben den Ausschreibenden brieflich darauf hingewiesen, aber von ihm die Antwort bekommen, dieser Umstand sei „durchaus nicht bedenklich“ und entspreche den gesetzlichen Vorschriften. „Niemand wird es uns verübeln“, – so antwortete er auf Vorhaltungen von anderer Seite, – „wenn wir für die von uns ausgesetzten 1000 Mark auch wirklich etwas für uns Brauchbares haben wollen.“ Das wäre – bis zu einem gewissen Grade – richtig, soweit es sich auf den Skizzenwettbewerb bezieht. Aber an diesen schließt sich eben ein anderer, zweiter Wettbewerb, und zwar ein „engerer“ und „beschränkter“ mit ausdrücklicher Aufforderung zur Teilnahme! Und es muß als gegen die guten Sitten, zum wenigsten aber gegen die herrschende Übung verstoßend angesehen werden, wenn auch in diesem die Auszahlung des Preises in Frage gestellt ist. Findet sich unter den zuerst ohne Aufforderung gesandten Skizzen nichts Zusagendes, gut, so ist der Wettbewerb ergebnislos erledigt und Herr Mundlos spart seine tausend Mark. Fordert er aber zur Durcharbeitung auch nur einer Skizze auf, so muß er überzeugt sein, schließlich „etwas Brauchbares“ zu erhalten und muß dem auf ausdrückliches Verlangen weiterarbeitenden Künstler seinen Lohn sicher stellen!

Stellt schon das Fehlen sachkundiger Preisrichter eine starke Zumutung an die Künstler dar, die sich dem Geschmack oder, – wie die „Bedingungen“ befürchten lassen, – dem Ungeschmack des ihnen unbekanntem Ausschreibenden auf Gnade und Ungnade auszuliefern haben, so bedeutet die Ungewißheit über die Auszahlung des Preises geradezu eine Gefahr, vor der die Künstlerschaft hiermit gewarnt sei! –

HANS MEYER.

OESTERREICHISCHE KRIEGSGRAPHIK.

Der Rechenschaftsbericht des „Kriegshilfskomitees bildender Künstler“ zu Wien liegt vor. Von dem, was dieses Komitee will, und was es nach einjährigem Bestehen erreicht hatte, sprach an dieser Stelle bereits Dr. Sachs („Plakat“, Märzheft 1916, Seite 118). Als Summe des den

Künstlern durch die Tätigkeit des Komitees zugekommenen Verdienstes waren damals 13100 Kronen genannt. Der Betrag hat sich inzwischen fast verdoppelt, er beträgt genau 23925 Kronen, gewiß nur ein bescheidenes Sümmdchen auf dem Milliardentisch der Kriegskosten, aber doch eines, von dem ein Leuchten und Strahlen auszugehen scheint. Ein Diamant zwischen Bergen von Gold, Silber und Papiergeld. Aber nicht im Geldeswert allein liegt die Bedeutung des von diesem Komitee Geleisteten, sie liegt vielmehr in der organisierten Bekämpfung von Unkunst und Ungeschmack. Damit steht in naturgemäßem Zusammenhang die Forderung der Kunst selbst. Wie das gemacht wird, sagt uns die Einleitung zu dem Tätigkeits-Bericht. Welch ein vorbildlicher und freigeistiger Gedanke spricht aus diesem Satz: „Ob ein allgemeiner oder engerer Wettbewerb zur Ausschreibung kommt, ob ein persönlicher Auftrag ergeht, es wird jeglicher Richtung Gelegenheit gegeben, sich zu äussern und sich zu bewähren.“ Das Komitee spricht von einem Neid, der es erfaßt, „wenn wir nach Deutschland hinübersehen, wo für die Kunst so großzügig gesorgt wird (?)“. Aber mit Stolz und Recht kann es dann hinzusetzen, daß neben seiner „Art Kunstrat“, der es für die beiden größten österreichischen Kriegsfürsorgestellen geworden ist, selbst Deutschland nichts Ähnliches aufzuweisen hat. – Dem in echt österreichischem „Josef Hoffmann-Geschmack“ herausgegebenen Tätigkeitsbericht sind eine Reihe von Abbildungen beigefügt, die uns das in künstlerischer Hinsicht Erzielte erkennen lassen. Postkarten, entworfen von Dachauer, Sterrer und Offner, eine jede von ganz eigenem stilistischen Inhalt, reden die Sprache einer pathetischen Kriegssymbolik, die niemals geschwollen erscheint und von der man sich vorstellen kann, daß sie zum Herzen der Menge geht. Was Dr. Sachs über die Lesezeichen und Vivatbänder des Komitees sagte, kann man, jetzt, da man eine größere Anzahl von ihnen beisammen sieht, nur wiederholen, wenn die Künstler, namentlich bei den Vivatbändern mit Bildnissen, der schmalen Fläche auch reichlich viel zugemutet haben. Aber immer ist doch – im Gegensatz zu reichsdeutschen Vivatbändern – die Gesetzmäßigkeit des langen, schmalen Rechtecks genau verstanden worden. Zum Schluß sind einige Kriegsmünzen und Plaketten abgebildet. Auf denen hat man aber – von der vorzüglichen Münze auf „Przemysl“ von Drobil abgesehen – das Pathos und die Symbolik etwas zu weit getrieben. Man hätte bei den Münzen dem Bildnis den Vorzug geben sollen.

Eine an den österreichischen Unterrichtsminister gerichtete Eingabe, die von der Sorge diktiert ist, bei den nach dem Kriege zu errichtenden Kriegerheimstätten und Siedlungen könnte die Kunst nicht gehört werden, zeigt, wie weit das Komitee seine Ziele gesteckt hat.

HEINRICH INHEIM.